

Erich Kleinschmidt, *Die Entdeckung der Intensität. Geschichte einer Denkfigur im 18. Jahrhundert*. Wallstein, Göttingen 2004. 160 S., € 19,-.

Die Dokumentation der Denkfigur ‚Intensität‘ steht im Zentrum dieser reichen Materialsammlung, die Erich Kleinschmidt für den von ihm bearbeiteten Zeitraum vorgelegt hat. Sie bietet vielfältige Anregungen sowohl für einen methodischen Zugang der quellenorientierten Erschließung dieser Denkfigur als auch im Hinblick auf ihre systematische Weiterentwicklung. Um was geht es hierbei?

Das Konzept der ‚Intensität‘ wurde in seinen unterschiedlichen Formen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgeprägt. An der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Philosophie entwickelt und in metaphorischer Verwendung in andere Wissensbereiche übertragen, zielte es zunächst ab auf Formen

sinnlicher Erfahrung mit stetigem Verlauf wie zum Beispiel Temperatur- und Lichtwahrnehmungen. Diese Phänomene galt es, unter Berücksichtigung ihrer dynamischen, fluktuierenden Komponenten zu erfassen. Streng logische Unterscheidungen, eindeutige Definitionen und ein Zugriff durch abzählbar diskrete Werte respektive durch semantisch scharf abgegrenzte Zeichen wurden dabei in Frage gestellt. In der Terminologie moderner Signalverarbeitung gesprochen, handelt es sich also im Unterschied zu digital-skalierbaren Prozessen um solche analoger Art. Im Hintergrund dieser Kategorie stehen erkenntnistheoretisch relevante Entwicklungen seit dem 17. Jahrhundert wie die Infinitesimal- oder Differenzialrechnung in der Mathematik, die Monadenlehre Leibniz' mit einem kontinuierlichen Übergang zwischen ‚petits perceptions‘ und ‚perceptions‘ sowie die Anerkennung niederer Erkenntnisvermögen durch Christian Wolff und die Ästhetik Alexander Gottlieb Baumgartens.

Zunächst umreißt Erich Kleinschmidt die Geschichte des Begriffs im funktionalen Kontext hinsichtlich seiner Ausprägung in den Umfeldern deutscher, französischer und englischer Mathematik, der Philosophie, Wissenschaftstheorie, Lexikographie, Literatur und Ästhetik unter anderem bei Christian Wolff, Leibniz, Johann Heinrich Lambert, Pierre Fermat, George Leclerc de Buffon, Diderot, Robert Boyle, Shaftesbury, Lessing, Campe, Goethe, Karl Philipp Moritz, Moses Mendelssohn, Jean Paul, Novalis, Herder, Georg Forster. Das Repertoire synonym gebrauchter, intensitätsmodellierender Begriffe wie „Spannung“, „Stimmung“, „Ton“, „Dichte – Dichtigkeit – Massendichte – Verdichtung“, „Stärke“, „Proportion“ wird abgesteckt. Allgemeine Fragen der Begriffstheorie wurden im zeitgenössischen Kontext von Johann Heinrich Lambert reflektiert, der auch den Prozess der Metaphernbildung erkenntnistheoretisch fundiert hat; Erich Kleinschmidt knüpft hier in systematischer Absicht an und macht kenntlich, daß erkenntnis- und sprachtheoretische Festlegungen Grundlage kulturellen Verstehens sein müssen (vgl. S. 33, 39).

Die theoretische Ausformulierung des Konzepts der ‚Intensität‘ wird hinsichtlich der Felder der Wahrnehmungs- und der physiologischen Empfindungstheorie einerseits sowie der Poetik andererseits aufgezeigt. Berücksichtigt werden hier insbesondere die Konzepte Kants, Lamberts, Herders, Novalis', Jean Pauls, Lorenz Okens, Hegels und Gustav Theodor Fechners, womit Kleinschmidt zu Recht Kontinuitäten der Leibniz-Tradition bis ins 19. Jahrhundert – und, so könnte ergänzt werden, darüber hinaus bis in die Gegenwart¹ – kenntlich macht.

In einem eigenen Kapitel wird die Theorieentwicklung zur Thematik der Empfindung hinsichtlich ihrer Fundierung in Intensitätsmodellierungen historisch nachvollzogen. Im Ausgang von der Sinnesphysiologie Albrecht von Hallers werden dabei die zeitgenössischen ästhetischen, philosophischen, literarischen und literatursprachlichen Implikationen abgesteckt. Auch hier er-

¹ Vgl. hierzu Gesine Lenore Schiewer, *Cognitio symbolica. Lamberts semiotische Wissenschaft und ihre Diskussion bei Herder, Jean Paul und Novalis*. Tübingen 1996, und dies., *Poetische Gestaltkonzepte und Automatentheorie. Arno Holz – Robert Musil – Oswald Wiener*. Würzburg 2004.

weist sich die Einbeziehung der Theoriebildung zur sprachlichen Ausdrucksebene als unerlässlich: Da Empfindungen von einem spezifischen Grad an Wohlgefallen oder Mißfallen – Lust oder Unlust – begleitet werden, bestand die Notwendigkeit, Intensität different benennbar zu machen, sie zu verbalisieren und damit zu konkretisieren (vgl. S. 80).² Hieraus ergaben sich Folgen etwa für die Ausbildung eines differenzierten Emotionswortschatzes im 18. Jahrhundert einschließlich einer Poetik der sprachlichen Mannigfaltigkeit, die es erlaubt, Empfindung, Denken und Darstellung flexibel zu halten (vgl. S. 84). Die Einsicht in diese Zusammenhänge führten, so kann ergänzt werden, insbesondere bei Lambert und Herder zu einer fundamentalen Erschütterung der Ideen einer ‚mathesis universalis‘ sowie einer ‚characteristica universalis‘ als universellem wahrheitsorientierten Zeichensystem. Keineswegs bedeutet dies jedoch eine Abwertung der Rolle des Zeichens selbst; vielmehr erhält das Bezeichnungsvermögen des Menschen sogar zusätzliche Dignität, da es erlaubt, neue und komplexe Sachverhalte zu erschließen. Die herausragende Bedeutung literarischer Autoren besteht hierbei in ihrem Vermögen innovativer Sprachformung (vgl. S. 91f.).

Unter der Überschrift „Kulturpoetische Topologien“ werden dann im fünften Kapitel die produktions- und rezeptionsästhetischen Konzepte insbesondere der Frühromantiker Novalis und Friedrich Schlegel in die Intensitätsthematik eingebunden.

Die Ausdrucksform einer „Sprache der Intensität“ (S. 124), die statt einer semantischen Erstarrung die pragmatische Öffnung der Semantik ermöglichen soll (vgl. S. 118), ist explizit Gegenstand des sechsten Kapitels. Hier verweist Erich Kleinschmidt mit dem Begriff der „doppelten Artikulation“ (S. 121) – der „double articulation“ – implizit auf den französischen Sprachtheoretiker André Martinet. Die besondere Produktivität dieses Begriffs zeigt sich, wenn man die Sprachtheorie Wilhelm von Humboldts, die Kleinschmidt hier ebenfalls berücksichtigt, und Humboldts Verständnis der Artikulation mitdenkt: Nicht allein die semantische Ebene, die Humboldt pointiert als ein „Denken in Bildern“ bezeichnet, gibt dem Gedanken eine Gestalt, sondern erst das Wort einschließlich seiner formalen Ausprägung. Und mit der Medialität der Form als gesprochener oder geschriebener Sprache tritt zugleich die jeweilige Sprachverwendung in ihrer Variabilität auf den Plan. Sprache bekommt damit einen formbaren, „gleitenden“ Charakter (S. 118).³ Dieses „Denken in Sprache“ (Wilhelm von Humboldt) verweist

² Hinzuweisen wäre hier etwa auch auf die Werke Johann Friedrich Herbars, die ein wichtiges Bindeglied zwischen der Spätaufklärung und der Neubegründung der wissenschaftlichen Psychologie nach 1830 darstellen und in denen anhand des Wolff'schen Begriffs der ‚vis repraesentativa‘ ein Konzept der Intensität entwickelt wird, das sich auf folgenreiche Weise mit den Prinzipien der „Schwelle“, der gradweisen Unterschiedlichkeit, der Veränderlichkeit der Zustände und der Kovariation verbindet. Vgl. die Untersuchung von Thomas Borgard, *Immanentismus und konjunktives Denken. Die Entstehung eines modernen Weltverständnisses aus dem strategischen Einsatz einer ‚psychologia prima‘ (1830–1880)*. Tübingen 1999, bes. 208–220.

³ Vgl. auch schon die Untersuchung von Erich Kleinschmidt, *Gleitende Sprache. Sprachbewußtsein und Poetik in der literarischen Moderne*. München 1992.

dann auf die Vielfalt der Möglichkeiten formaler Gestaltung und semantischer Füllung.⁴

Das abschließende Kapitel umfaßt eine konzise Engführung der zentralen Beobachtung, daß das Konzept ‚Intensität‘ in die Bedingungen des Erkennens eingreift und es möglich macht, „Neues zu sehen und es überhaupt erst zu artikulieren“ (S. 143). Hierin besteht Erich Kleinschmidt zufolge die eigentliche Leistung einer „Kulturpoetik“.

Der Anspruch der Untersuchung richtet sich damit über die Dokumentation einer für das 18. Jahrhundert bedeutenden Denktradition hinaus auch auf die Gegenwart; Gegenstand einer „Kulturpoetik“ stellen Kleinschmidt zufolge die „schwer erfassbaren Beschreibungsfelder kulturellen Handelns“ dar (S. 10f.). Mit seiner Darlegung historischen Materials aus kulturwissenschaftlichem Interesse heraus zielt Kleinschmidt darauf ab, kulturelle Erscheinungen, bevor sie sich als fertige Resultate präsentieren, transparent zu machen. Wahrnehmungsschwellen sind, so Erich Kleinschmidt, durch die Überwindung diskreter Grenzziehungen neu zu verhandeln; zuvor unzugängliche Wirkungseinflüsse können nun verstanden und funktionalisiert werden (vgl. S. 11f.).

Dieser Ansatz kann als impliziter Anschluß unter anderem an lebensphilosophisch orientierte Positionen insbesondere Diltheys verortet werden; der Anspruch, gemeinhin akzeptierte Kategorisierungen und „Objektivierungen“ als „Setzungen“ transparent zu machen, verweist auf die Tradition wissenschaftssoziologischer Theoriebildung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Bereich der Kulturwissenschaft (Max Weber, Heinrich Rickert), die nach wie vor in der Literaturwissenschaft größere Beachtung verdiente.

Anliegen der Untersuchung ist es, „eine erste Beleggeschichte der Intensität zu schreiben und zugleich die *systematischen* Funktionsstrukturen dieser Denkfigur auszuloten“ (S. 12; Hervorhebungen G. L. S.). Eine so konzipierte Zusammenführung von sowohl historischem als auch systematischem Denken birgt ein erhebliches Erkenntnispotential; hochpointiert hat Karl Bühler einen solchen Ansatz formuliert: „Das System an der Geschichte aufgezeigt“, lautet der Untertitel und ist das Konzept seiner *Ausdruckstheorie*, 1933.

In systematischer Perspektive zeigt die Aufarbeitung des historischen Materials insbesondere, daß eine Analyse kultureller Lagen, die auf eine Hinterfragung festgeschriebener und oftmals auch festgefahrener Muster im Sinn einer „Sedimentierung“ (Alfred Schütz) abzielt, in keinem Fall ohne eine fundierte historische Anthropologie der Sprache auskommt. Die Studie Kleinschmidts legt damit implizit erhebliche Defizite sowohl in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft als auch der aktuellen Linguistik offen. Denn der von Kleinschmidt formulierte Anspruch, über das – in geläufigen Zeichen fixierte – Gewohnte hinaus zu denken, bedingt ein tief verankertes Mißtrauen gegenüber der Disziplinierungsmacht von Sprache und Zeichen, das keinesfalls mit dem beliebten Topos der „Sprachkritik“ adäquat zu erfassen ist. Es geht vielmehr um die Einsicht gerade in die oftmals unter- oder gar gering geschätzten Möglichkeiten des Sprachlichen, sich nicht-explizitem

⁴ Vgl. hierzu Jürgen Trabant, *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*. Frankfurt/M. 1998.

Wissen zu nähern. Voraussetzung ist hierbei eine Klärung der Zusammenhänge von systematischer Strukturbildung, Sprache, historischer Semantik und geschichtlichen Prozessen.⁵

Eine in dieser Weise sowohl historisch als auch systematisch fundierte Reflexion kultureller Lagen kann nun allerdings mit größtem Gewinn auf die Stellung der Geisteswissenschaften in der Gegenwart bezogen werden. Hier wesentliche Quellen aufgearbeitet, in dem Begriff der ‚Intensität‘ konzentriert und damit die Fruchtbarkeit der Leibniz-Tradition für kulturwissenschaftliche Ansätze kenntlich gemacht zu haben, macht die herausragende Bedeutung der Untersuchung von Erich Kleinschmidt aus.

Universität Bern
Institut für Germanistik

Gesine Lenore Schiewer

Länggass-Strasse 49
CH-3000 Bern 9

gesine.schiewer@germ.unibe.ch

⁵ So könnten etwa aktuelle Auslotungen des Managements ‚impliziten Wissens‘ (so lautet der von dem ungarischen Wissenschaftstheoretiker Michael Polanyi eingeführte Begriff, der weitgehende Entsprechungen zu dem Konzept ‚Intensität‘ aufweist), die gegenwärtig auch an aus geisteswissenschaftlicher Perspektive eher überraschenden Orten wie in der Computerlinguistik und der IT-Forschung forciert werden, von einer seit mehr als 250 Jahre andauernden Reflexion dieser Problematik profitieren. Vgl. z.B. das Förderprogramm Informations- und Kommunikationstechnik „IT-Forschung 2006“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.